



Dokumentation zum Workshop

Image statt Inhalt? – Warum wir eine bessere Wissenschaftskommunikation brauchen

am 30. Juni und 1. Juli 2014 in Hannover

Weitere Informationen finden Sie unter www.volkswagenstiftung.de/wowk14

Programmteil II: „Meine fünf Kriterien für gute Wissenschaftskommunikation“ **Alexander Mäder, Ressortleiter Wissenschaft, Stuttgarter Zeitung:**

Meine sehr verehrten Damen und Herren,

ich habe die Aufgabe, die Sie mir gestellt haben, so operationalisiert: Ich frage mich, was man in der Rolle des Pressesprechers tun kann, damit in der Zeitung ein besserer Artikel erscheint. Und ich habe mir aus der Fülle der Sachen, die man da machen kann, drei Punkte herausgesucht und hoffe, dass Sie trotz des reduzierten Angebots an Kriterien auch etwas für sich finden.

Ich möchte mit meinem Beispiel beginnen. Es ist schon ein paar Jahre her, es ist eigentlich auch nur eine Kleinigkeit. Damals hat die Stuttgarter Zeitung gestreikt, schon einige Wochen lang. Es waren praktisch alle Mitarbeiter draußen, es erschien ein dünnes Notblatt und darin eine kleine Meldung zu den Deutschlandstipendien einer der regionalen Hochschulen. Am nächsten Tag bekam ich eine E-Mail von der Pressestelle von einer Person, die ich gar nicht kannte, die mir recht nüchtern mitteilte, dass die Berichterstattung fehlerhaft sei und man eine Richtigstellung erwarte. Auf unserer Wissenschaftsseite erschien die Korrektur mit dem Satz: „Das Deutschlandstipendien-Programm der Universität soundso beginnt nicht, wie gestern berichtet, im Frühjahr 2012, sondern zum Wintersemester 2011/2012.“

Hätten wir miteinander geredet, hätte ich wahrscheinlich vorgeschlagen, dass wir versuchen sollten, einen größeren Text über die Deutschlandstipendien zu machen, wenn die Kollegen wieder in der Redaktion sind. Davon hätte der Leser meiner Meinung nach mehr, weil er verstehen würde, worum es geht und warum so etwas wie der Beginn des Stipendienprogramms vielleicht wichtig ist.

Ich habe dieses Beispiel ausgewählt, weil ich weiß, dass in der Wissenschaftskommunikation viel über ein Zuviel an Kommunikation geredet wird. Einige machen sich Sorgen, dass wichtige Nachrichten in der Flut der Pressemitteilungen untergehen könnten. Ich wollte hingegen den Aspekt des Zu-wenig-Kommunizierens betonen. Ich habe bei einigen Pressestellen, mit denen ich eigentlich regelmäßig zu tun haben sollte, den Eindruck, dass sie das so sehen: Sie geben die Pressemitteilung heraus oder die Einladung zu einem Termin, dann ist der Ball bei den Journalisten. Und wenn die Journalisten den Fall nicht richtig einschätzen und nicht richtig reagieren, dann haben sie halt versagt. Und das stimmt ja auch, aber die Situation ist irgendwie unbefriedigend, wenn

das so endet. Ich glaube, dass ein Mehr an Kommunikation mit den relevanten Partnern durchaus etwas verbessern könnte. Da will ich die Journalisten gar nicht ausnehmen. Auch meine Kollegen und ich sind, glaube ich, zu häufig in der Redaktion und zu selten in Ihren Einrichtungen. Und vielleicht kann man das noch pointiert weiterspinnen und fragen: Wozu überhaupt Pressemitteilungen, wozu überhaupt so breit streuen?

In dem Siggener Aufruf habe ich gelesen, dass gute Wissenschaftskommunikation zielgruppengerecht ist. Ich möchte daher ein bisschen Werbung machen für eine Zielgruppe, der ich mich zugehörig fühle: Ich lese im Laufe des Tages kaum noch Pressemitteilungen. Das war vor einigen Jahren noch anders. Da hatte ich den Anspruch, in der Fülle des Angebots die tollen Sachen zu finden und möglichst als Erster darüber zu berichten. Mein Eindruck ist, dass das nichts bringt. Das wird wenig gesehen, das Publikum erwartet so etwas nicht. Es gibt auch Leute, die das sowieso schon machen – dpa, Wissenschaft aktuell – warum muss ich denen noch Konkurrenz machen? Bei uns, bei der Stuttgarter Zeitung, kommt noch hinzu, dass wir seit einigen Wochen unsere Meldungsspalte auf der Wissenschaftsseite fast ganz für Kindernachrichten opfern, weil wir auch eine Kinderzeitung herausbringen. Ich denke daher: Die Aufgaben werden mehr, die Ressourcen weniger, ich muss Prioritäten setzen, ich muss das meiste aus meiner Zeit herausholen. Unter diesen Bedingungen jeden Morgen den idw zu scannen, wie ich das früher gemacht habe, lohnt sich nicht mehr.

Zweiter Punkt: Ein weiteres Beispiel, es ist auch schon einige Jahre her. Da gab es eine Studie mit der Botschaft: „Dünne Menschen, die nicht rauchen, belasten das Gesundheitssystem im Laufe ihres Lebens mehr als Dicke und Raucher“. Das ist eine Meldung, wie Sie sich vorstellen können, die hatte jeder. Und ich habe kein Medium gefunden, das sich die Mühe gemacht hat, dazu irgendetwas Einordnendes zu bringen, vielleicht eine zweite Meinung. Ich habe den Expertenmakler des idw genutzt und gefragt: Eilig ist es nicht, kann mir dazu irgendjemand etwas sagen? Es gab keine Resonanz. Ich habe später herausgefunden, dass das Stichwort Gesundheitsökonomie heißt. Wenn man das kennt, dann findet man auch alles, was man braucht.

Das Beispiel soll zu der Frage führen, wie bereit Sie sind, auf Themen einzugehen, die Sie nicht selber setzen, die nicht zum Beispiel auf einer Publikation aus Ihrem Haus beruhen. Wenn Sie dazu bereit wären, würde das zu einem Trend passen, den ich bei Zeitungen sehe: Man versucht, überraschender zu sein, mehr eigene Themen zu setzen. Das kann manchmal groteske Züge annehmen, wenn zum Beispiel eine Diskussion in der Redaktionskonferenz aus dem Ruder läuft, und am Ende ein verduztter Wissenschaftsredakteur dasitzt, der jetzt einen Arbeitsauftrag hat, auf den er nie im Leben selber gekommen wäre. Ich könnte mir vorstellen, dass Sie häufiger mit Anfragen von solchen verduzten Wissenschaftsredakteuren konfrontiert werden, die auf der Suche sind nach jemandem, der irgendetwas Interessantes zu diesem Thema anbieten kann, auch wenn es vielleicht nicht hundertprozentig passt.

In den letzten Wochen gab es auch einige Fälle, wo es für die ausgewogene Berichterstattung und vielleicht auch für das Ansehen der Wissenschaft wichtig gewesen wäre, wenn sich Wissenschaftler kritisch geäußert hätten. Ich verstehe, dass es problematisch ist, die Kollegen der Nachbaruni öffentlich zu kritisieren. Da hält man sich lieber zurück. Aber denken Sie zum Beispiel an die Pressekonferenz im März zu den Gravitationswellen, die vom Urknall ausgegangen sein sollen. In der Polarisierung der kosmischen Hintergrundstrahlung will man Hinweise darauf entdeckt haben. Praktisch alle Medienberichte haben Physiker zitiert, die gesagt haben: Das ist ein tolles Team, die

Entdeckung ist phänomenal, und natürlich muss man die noch bestätigen. Aber dieser Hinweis ist fast untergegangen in der allgemeinen Euphorie. Erst viel später tauchten methodische Probleme auf, und erst viel später haben sich Physiker gemeldet und gesagt: Ist doch komisch, dass sich die Leute an die Öffentlichkeit wenden, ohne den wissenschaftlichen Peer-Review-Prozess durchlaufen zu haben. Es gab noch keine Publikationen und die waren mit ihrer Nachricht schon in der Welt. Vor ein paar Tagen habe ich – ein anderes Beispiel – ein Stück gelesen zu der Meldung, dass Hurricanes in den USA mit weiblichen Vornamen tödlicher seien. Die Idee dahinter war, dass Amerikaner Hurricanes mit weiblichen Vornamen nicht so ernst nehmen. Die Namen klingen nicht so bedrohlich, also betreibt man weniger Vorsorge. Darauf sind einige Medien hereingefallen, es gab dann einiges Kritisches zur Methode zu sagen. Und dem Bericht, den ich gelesen habe, war eine Auseinandersetzung mit einem Redakteur von der Washington Post, der erzählt hat, er habe sieben Leute angerufen und keiner habe gesagt: „Vorsicht!“. Natürlich hätten ihn die Forscher auf den einen oder anderen kritischen Punkt hingewiesen, aber die Botschaft des Artikels sei dennoch schräg gewesen.

Ich glaube, dass Sie mir in diesem Punkt zustimmen werden, denn in den Leitlinien für gute Wissenschaftskommunikation aus Siggen lese ich, dass gute Wissenschaftskommunikation aus der Fülle der Informationen diejenigen herausstellt, die relevant sind für die Bürger, und dass dieses Filtern der Informationen nicht aufgrund von Eigeninteressen erfolgt. Gefiltert werden könnte also auch nach gesellschaftlicher Relevanz, vielleicht reagiert man sogar auf eine öffentliche Erregung.

Ein dritter Punkt: Diesmal beginne ich mit einem verallgemeinerten Beispiel: Ich rufe bei einer Pressestelle an und frage, ob sie einen Gesprächspartner zum Thema XY anbieten kann. Sie sagt: Ja, da haben wir den Professor soundso, hier ist die Nummer seines Sekretariats, versuchen Sie es einmal dort. Meistens habe ich das schon selber versucht und gehofft, dass die Pressestelle mir die Arbeit vielleicht ein bisschen erleichtern kann. Ich bin mir sicher, dass Sie sich als Moderatoren sehen, dass Sie Ihre Aufgabe auch darin sehen, Wissenschaftler und Journalisten zu briefen, um einen eventuellen Clash zu verhindern. Deshalb möchte ich nur einen Punkt dieser Moderatorenrolle herausgreifen, der meiner Erfahrung nach kontrovers ist: das Gegenlesen von fertigen Artikeln.

Ich beginne mit einem Interview, das ich vor einigen Jahren mit meinem Vorgänger, Wolfgang Borgmann, geführt habe – zum 25-jährigen Jubiläum des Wissenschaftsressorts, das er gegründet hat. Im Interview hat er mir gesagt, das Wichtigste im Journalismus sei doch am Ende, ob es stimmt, was man schreibt. Und ich dachte: Nein, das hat sich, glaube ich, geändert oder es ändert sich derzeit. Ich glaube, es ist nicht mehr das Wichtigste, dass man Recht hat mit dem, was man schreibt, sondern ich frage mich vielmehr, ob der Leser glaubt, dass stimmt, was er liest – ob er mir vertraut. Sie kennen alle die Praxis: Der Journalist schickt seinen fertigen Beitrag an den Wissenschaftler oder an die Pressestelle mit der Bitte um sachliche Korrektur. Natürlich geht es dabei offiziell nur darum, dass die Fakten stimmen. Ich bin mir sicher, wenn man die Leser der Stuttgarter Zeitung fragen würde, wären sie mehrheitlich dafür, dass man so etwas macht. Ich glaube aber, dass die Zahl der kritischen Leser, die so etwas anstößig und problematisch finden, zunimmt. Ich weiß, dass Journalisten oft selber um das Gegenlesen bitten, aber ich glaube, dass Sie dem Journalismus und der Wissenschaft am Ende keinen Gefallen tun, wenn Sie diese Praxis unterstützen. Denn wenn das herauskommen würde... Stellen Sie sich nur zum Vergleich vor, dass Politikjournalis-

ten ihre Beiträge vor der Veröffentlichung ans Bundespresseamt schicken. Wenn öffentlich diskutiert wird, dass Wissenschaftsjournalisten ihre Texte abnehmen lassen – ich kenne die ganzen Ausreden: Das sind ja nur Verbesserungsvorschläge, die muss der Journalist nicht annehmen und so weiter – klar, aber das glaubt einem doch von den kritischen Lesern keiner. Der entscheidende Punkt beim Vertrauen ist doch, dass Journalisten andere Ziele verfolgen als Wissenschaftler und Pressesprecher und dass Journalisten bei einem Verlag angestellt sind und nicht bei einer Forschungseinrichtung.

Bei allen Vorschlägen, die ich Ihnen gemacht habe, können Sie natürlich fragen: Wie ist das mit den Journalisten, würden die das mitmachen? Wahrscheinlich nicht. Mein Eindruck ist, dass die Wissenschaftsjournalisten in Deutschland mit der gegenwärtigen Lage, mit dem etablierten System sehr zufrieden sind und eigentlich nichts daran ändern wollen. Ich glaube aber, dass dieses System nicht stabil ist. Ich könnte mir auch vorstellen, dass Sie das so sehen, und dass wir deshalb hier sitzen.

Vielen Dank.